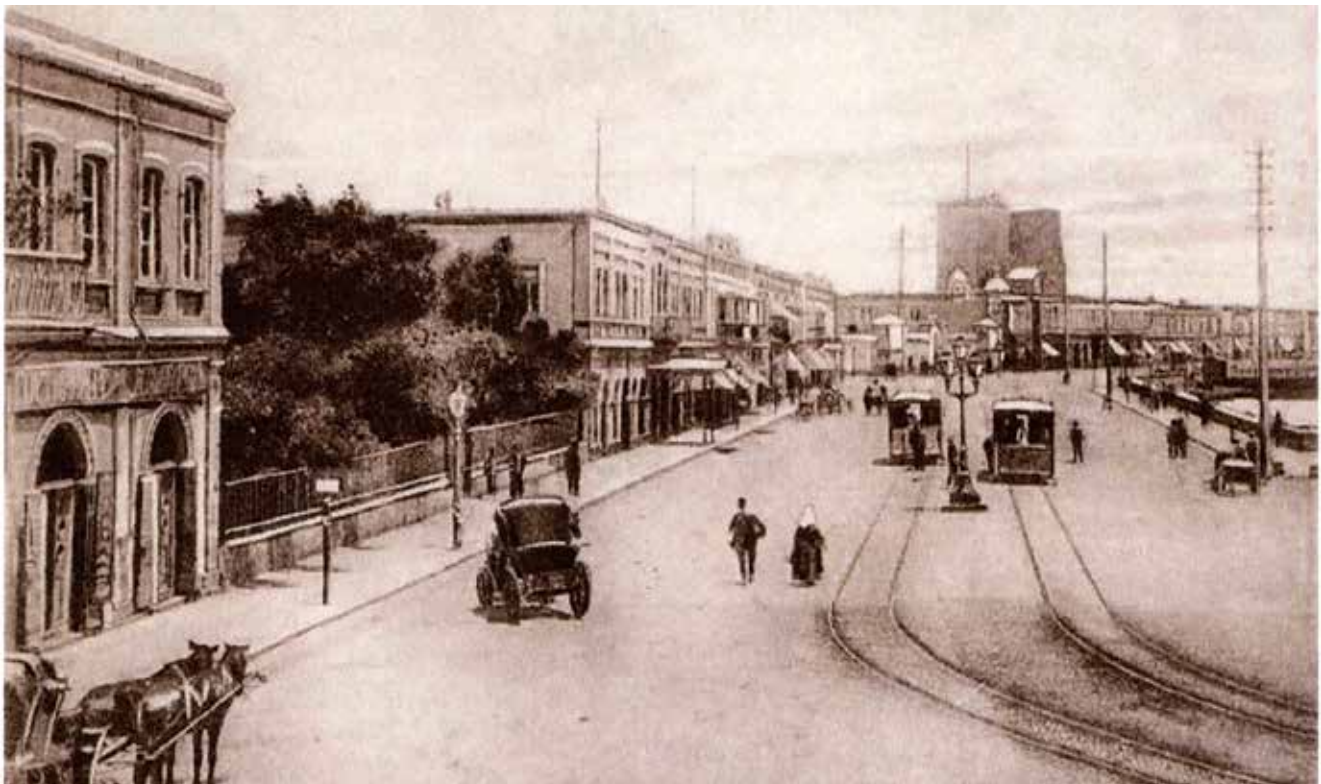


# ÖL UND BLUT IM ORIENT

## AUTOBIOGRAFISCHE BERICHTE VON ESSAD BEY

IN DEM VORLIEGENDEN AUFSATZ HANDELT ES SICH UM EINEN AUSSCHNITT AUS DEM AUTOBIOGRAFISCHEN ROMAN VON ESSAD BEY (ALIAS LEW NUSSIMBAUM, 1905-1942), DAS ZUERST IM JAHRE 1929 MIT DEM TITEL „ÖL UND BLUT IM ORIENT“ ERSCHIENEN IST. DAS BUCH WAR EIN BESTSELLER IN DEUTSCHLAND UND DEN USA. DARIN ERZÄHLT DER DEUTSCH-ASERBAIDSCHANISCHE SCHRIFTSTELLER JÜDISCHER ABSTAMMUNG MIT BEGEISTERUNG UND HUMOR VON SEINER KINDHEIT IN DER SCHON DAMALS MULTINATIONALEN STADT BAKU SOWIE VON SEINER FLUCHT VOR DEN KOMMUNISTEN 1917, DIE IHN ZUERST QUER DURCH ZENTRALASIEN, DEN IRAN UND ZURÜCK IN SEINE HEIMATSTADT BAKU FÜHRTE. ABER DIE FLUCHT VOR DER BOLSCHEWISTISCHEN GEFAHR BEGANN VON NEUEM: DURCH GEORGIEN, ÜBER DAS SCHWARZE MEER NACH ISTANBUL UND WEITER NACH WESTEUROPA. DIE LANGE FLUCHT FÜHRTE IHN SCHLIESSLICH NACH BERLIN 1920, WO ER SEINE ZWEITE HEIMAT FAND. IM FOLGENDEN WERDEN ESSAD BEYS KINDHEITSERINNERUNGEN AN DAS VORSOWJETISCHE ASERBAIDSCHAN MIT EINIGEN KÜRZUNGEN WIEDERGEGBEN. SEINE BERICHTE SIND BEREITS IN DEN IRS-ERBE AUSGABEN VON 2014 VERÖFFENTLICHT. ESSAD BEYS WEITERE ERINNERUNGEN AN SEIN HEIMATLAND ASERBAIDSCHAN FOLGEN. DIE AUSZÜGE ENTSTAMMEN EINER NEUAUFLAGE DES ERSTEN ROMANS VON ESSAD BEY, VERÖFFENTLICHT IM GUSTAV KIEPENHEUER VERLAG LEIPZIG (1997, SEITEN 83-96).





### Das Blutbad

General Hadschi Seinal Abdin Taghi-Sade war der angesehenste Mann in Aserbaidshan. Wenn er in irgendeiner Versammlung erschien oder zu Besuch kam, erhoben sich alle Anwesenden, und jeder fühlte sich geehrt, wenn ihm der General die Hand zum Kuß hinstreckte. Jedes Wort, welches der General aussprach, galt im Lande als Gesetz, und er selbst wurde von allen Bauern, Arbeitern, Räubern, sogar von den gerissensten Ölquellenbesitzern als ein höheres Wesen verehrt. Wie der General zu so hohem Ansehen gelang, ist ein Rätsel. Zwar hat er seinem Volk ein Gefängnis, eine Schule, ein Theater und eine Moschee errichtet, doch taten auch manche andere Ölquellenbesitzer das gleiche. Er war, wenn auch einer der Reichsten, so doch keinesfalls der reichste Mann im Lande und trug, ohne je im Felde gewesen zu sein, den Titel eines Generals. Der Grund, weshalb er so allgemein geehrt wurde, war wohl der, daß er meistens nur saubere Geschäfte abschloß, buchstäblich Analphabet war und als der weiseste Mann des Ostens galt. Von hoher Herkunft konnte beim General Taghi keine Rede sein. In seiner Jugend war er Eseltreiber, der erst mühselig zum Kameltreiber avancieren mußte, durch verschiedene Ölgeschäfte gelang es ihm später, den Grundstein zu seinem Reichtum zu legen, den er

jedoch nur bis zu einer bestimmten Größe vermehrte. Eines Tages zählte er seine Gelder nach und stellte fest, daß er beinahe vierzig Millionen besaß. Da liquidierte er alle seine Geschäfte außer denjenigen, die dem Wohl des Volkes und der Allgemeinheit dienten. Er errichtete ein Theater, eine Spinnerei, Schule und andere gemeinnützige Anstalten, was ihm den Nimbus eines Heiligen einbrachte. Lesen und schreiben konnte er nicht, hatte aber bestimmte Sprechstunden, in denen er jedem, der es wünschte, vollkommen gratis weise Ratschläge für das Leben erteilte. Als er fünfundachtzig Jahre alt wurde, beschloß er noch einmal zu heiraten, was sein Ansehen noch erheblich vermehren mußte. Denn ein Mann, der mit fünfundachtzig Jahren noch einmal heiratet, wird im Orient als ein besonderer Günstling Allahs angesehen. Seine Auserwählte war eine bildschöne Tscherkessin, die das Alter von achtzehn Jahren noch nicht erreicht hatte. General Taghi hatte damals bereits Söhne, die doppelt so alt waren, was aber auch nur ehrend war. Die Hochzeit wurde gefeiert, die junge Braut, die europäisch behandelt wurde, zog in das Palais des Generals, und das friedliche Zusammenleben des neuvermählten Paares begann sich nach allen Regeln der östlichen Weisheit zu entwickeln.

[...]



Dieser liebenswürdige, gutmütige und weise General hatte einen Lieblingssohn namens Memed, der ein guter Freund von mir war und die indirekte Ursache eines der schrecklichsten Blutbäder wurde, das der Orient je gesehen hat. Memed war Sonderling, ein unter den Söhnen der Ölbesitzer nicht seltener Fall. Er war schwermütig, melancholisch und natürlich lebensüberdrüssig. Als Memed schulfähig wurde, beschloß der General, daß er etwas lernen sollte. Bis dahin war seine einzige Beschäftigung das Beschmieren der Tapeten mit Kirschsafte und Apfelmus gewesen. Kein englischer, französischer oder deutscher Lehrer hielt den Umgang mit meinem Freund länger als drei Tage aus. Seine Bildung war in den Anfangsstufen geblieben. Endlich verfiel der General auf einen wahrhaft genialen Einfall.

„Du mußt in die Schule gehen“, sagte er zu Memed. Dieser hatte verschiedenes dagegen einzuwenden. Jede Schule Aserbaidschans besaß seiner Meinung nach Schattenseiten. Die ausländischen Institute dagegen haßte er glühend. Der General hörte seinen Sproß aufmerksam an, überlegte dann und baute ihm schließ-

lich eine eigene Schule in modernster Architektur und mit Einrichtungen, die allen Anforderungen der modernen europäischen Pädagogik entsprachen. Heute befindet sich in den Räumen dieser Schule die erste Universität Aserbaidschans.

Memed ging in die Schule, lernte ganz gut, wurde bescheiden und verfiel der Melancholie. Im Jahre 1918, kurz nach der russischen Revolution, verließ er die Schule und wurde Offizier bei der berühmten ‚wilden Division‘, die damals auch meine Sehnsucht war (ich war aber fünf Jahre jünger als Memed). Die ‚wilde Division‘ bestand aus Vertretern der besten Familien Aserbaidschans [...].

Memed trat in diese Division ein. Er zog eine prachtvolle Uniform an, schlenderte einige Wochen durch die Straßen und ließ sich von allen Freunden, die noch nicht so weit waren, beneiden. Er fuhr endlich in ein kleines Nest zu seiner Abteilung. Es vergingen einige Wochen, dann kam die Nachricht, daß er sich mit seinem vergoldeten, mit Edelsteinen besetzten Browning erschossen habe. Die Beerdigung sollte natürlich in Baku stattfin-

den, und die ganze ‚wilde Division‘, bis an die Zähne bewaffnet, von Maschinengewehren und Feldkanonen begleitet, begab sich nach der Stadt, um dem Offizier die letzte Ehre zu erweisen.

Neben der Stadt lagerten damals [...] die Reste der russischen Armee. In der Stadt organisierten die Duschnaktjutjun eine armenische Truppe. Die Kommunisten aus den Arbeitervierteln, Armenier und Georgier, trieben unter den russischen Soldaten, die durch Krieg und Revolution stark demoralisiert waren, eine eifrige Propaganda, die nicht ohne Erfolg blieb. Bald konnte man schon die russischen Krieger, zerlumpt aber bewaffnet, auf den Straßen sehen. Sie blickten gierig auf die Paläste der Ölbesitzer, betranken sich in den Kneipen, schimpften laut auf die Kapitalisten und brüllten, ‚Hoch!, wenn einer der kommunistischen Führer, der Armenier Schaumjan oder der Georgier Djarparidze, sich in ihrer Nähe zeigten. Vorläufig aber herrschte noch in der Stadt, die von der spärlichen Wache der Ölbesitzer bewacht wurde, unbedingte Ruhe. Die armenischen Nationalisten, Fürst Andronik und Stepa-Lalai, die ihre Armee organisierten, mischten sich nicht in die inne-

ren Angelegenheiten der Regierung, die sich die größte Mühe gab, die verwilderten russischen Horden irgendwie zur Weiterfahrt nach Rußland zu bewegen. Da kam zur Beerdigung Memeds die ganze ‚wilde Division‘ die einzige rein mohammedanische Armee des Landes, in die Stadt. Sie nahm innerhalb der Stadtgrenzen Wohnung und wurde also neben den Armeniern und Russen die dritte Gefahr des Öllandes.

Es war gewiß nicht leicht, diese drei einander hasenden Armeen von blutigen Zusammenstößen abzuhalten, doch haben alle drei Parteien sich vor der Beerdigung aller größeren Exzesse enthalten. Nach der Beerdigung erschienen bei den Führern der mohammedanischen Armee Vertreter der russischen Soldatenräte und der Kommunisten und verlangten, daß die ‚wilde Division‘ vor Verlassen der Stadt den Kommunisten ihre Waffen und ihre Munition ausliefere, andernfalls wollten die Kommunisten, von den Russen unterstützt, die ‚wilde Division‘ zur Auslieferung der Waffen zwingen. Selbstverständlich hätte die Auslieferung der Waffen die Selbstvernichtung der Division bedeutet. Ihre Führer wandten sich nun an die Leiter der armenischen nicht



kommunistischen Organisationen, denen ja ein ähnliches Schicksal drohen konnte. Fürst Andronik war einverstanden, mit seinen Streitkräften und der ‚wilden Division‘ zusammen die Kommunisten zu vertreiben, um später, nach dem Sieg, die armenisch-mohammedanischen Grenzstreitfragen friedlich zu regeln. Es konnte auch von vornherein sicher sein, daß die armenisch-mohammedanische Armee, von den Ölbesitzern unterstützt, der Kommunisten leicht Herr wurde. Daraufhin teilte die Division den Kommunistenführern mit, daß sie, um die Ölquellen vor Brand zu schützen, zum Straßenkampf in Baku bereit sei. Zwei Stunden vor Beginn des Kampfes, als der Plan schon durchgearbeitet, die Rollen verteilt waren und die Russen sich der Stadt näherten, brachen die Armenier ihr Versprechen, zusammen mit den Aserbaidschanern zu kämpfen. Stepa-Lalai, ein armenischer Führer, hatte seit zwölf Jahren Blutrache gegen die Mohammedaner geschworen. Auch viele der armenischen Soldaten wollten nicht für die Mohammedaner kämpfen, die als Türkenfreunde bekannt waren. Bei dieser Entscheidung fiel auch ins Gewicht, daß die Mehrzahl der

Kommunistenführer Armenier waren, also Landsleute, zum Teil sogar Blutsverwandte der Daschnaken.

Von den armenischen Einwohnern der Stadt unterstützt, beschlossen Andronik und Stepa-Lalai jetzt für das letzte armenische Blutbad von 1905 Rache zu nehmen. In einem Aufruf an alle kampffähigen Armenier der Stadt forderten sie die Vernichtung der Mohammedaner und Hilfeleistung für die armenisch-russischen Kommunisten. Da jeder friedliche Einwohner Baku bewaffnet ist, wurde dieser langersehnte Aufruf begeistert aufgenommen. Selbstverständlich forderten auch die Mohammedaner im letzten Augenblick die mohammedanische Einwohnerschaft zum Kampf auf. Da es sich nun weniger um einen kommunistischen Angriff handelte, sondern um einen mohammedanisch-armenischen Kampf, bei dem die Kommunisten die Armenier unterstützten, wurden die nichtbeteiligten Einwohner, Russen, Georgier, Juden und Ausländer, in aller Eile von den bevorstehenden Ereignissen benachrichtigt und aufgefordert, sich ruhig in ihren Häusern zu halten und den Angehörigen



der verschiedenen Parteien keinerlei Unterstützung zu gewähren.

Dann begann der Straßenkampf.

Ich saß gerade auf dem Balkon unseres Hauses, als die ersten Schüsse fielen. Auf der Straße waren noch einige Passanten, darunter verschleierte Frauen. Ich sah eine von ihnen fallen, als mich der Vater vom Balkon rief. Wir waren allein im Haus geblieben. Wir und die Frauen und die Kinder, die bei uns wohnten. Die Dienerschaft, soweit sie aus Männern bestand, kämpfte für uns auf der Straße. Sogar unser Eunuche, der friedlichste Mensch der Welt, nahm einen krummen Säbel und verschwand kampfgierig und freudestrahlend im Getümmel. Erst einige Stunden nach Beginn des Kampfes erschienen unsere Freunde und befestigten auf dem flachen Dach des Hauses ein Maschinengewehr, das von einigen Kämpfern bedient wurde. Unser Haus stand inmitten des Kampfes. Es lag an den Toren der alten Khanenfestung, die von unseren Freunden besetzt war. Um die Festung kämpften die Armenier in erster Linie. Einen Tag lang wurden sie durch das Maschinengewehr auf unserem Dache zurückgehalten. Erst als Stepa-Lalai nach einem heftigen Kampf unser Haus einnahm und das Maschinengewehr gegen die Festung richtete, wurde ihre Verteidigung aussichtslos.

Die Häuser der Ölbesitzer sind für solcherlei Vorfälle sorgsam vorbereitet. Fast in jedem gibt es eine unterirdische Wohnung, die während der Straßenkämpfe den Frauen und Kindern als Versteck dient. Bei uns im Haus bestand diese Zuflucht aus einigen gut eingerichteten Zimmern, die durch ein Stahldach und Stahltüren von der übrigen Welt abgeschlossen waren. Nur einige vergitterte und kaum sichtbare Löcher im Dach führten nach dem Hof und sicherten die Luftzufuhr. In den Zimmern gab es Fernsprecher, elektrisches Licht und Wasserleitung. Trotz der erbittertsten Straßenkämpfe arbeiteten das elektrische Licht und das Telefon die ganze Zeit. Das war bei beiden Parteien notwendig, besonders bei den Ölbesitzern, die, ganz gleich ob sie Mohammedaner oder Armenier waren, die Zustände auf den Ölfeldern kontrollieren mußten.

Bei Beginn des Kampfes zogen wir uns in diese Zimmer zurück. Wir waren ungefähr fünfzig Menschen, meist Frauen und Kinder, von denen ich viele noch nie

in unserem Haus gesehen hatte. Sie kamen aus allen Winkeln gekrochen und meldeten sich als Bluts- und Milchverwandte oder auch als Diener und mußten selbstverständlich eingelassen werden. Auch einige benachbarte Ölbesitzer, die nicht so gut vorbereitet waren wie wir, flohen zu uns, um sich zu verstecken und durch unser Telefon in Verbindung mit ihren Feldern zu bleiben. Mein Vater kämpfte nicht, er wie die anderen Ölbesitzer mußten verschont werden, um nötigenfalls die Friedensverhandlungen zu führen. Während des Kampfes mußte vor allem der Frieden auf den Feldern aufrechterhalten werden. Trotz des brennenden Wunsches wagte keiner von den kämpfenden Parteien, die Bohrtürme eines feindlichen Ölbesitzers in Brand zu setzen, da das Feuer sonst unbedingt auch die Bohrtürme der eigenen Partei vernichtet hätte. Trotzdem die armenischen Ölbesitzer auf Seiten ihrer Landsleute waren - auch Stepa-Lalai, der Held des Tages, war ein bekannter Ölmagnat -, mußten sie während des Straßenkampfes mit uns, ihren Blutsfeinden, sich verständigen. Die Bohrtürme waren eben das einzige Heiligtum, das auch in diesen Tagen nicht verletzt werden durfte. Die Öltürme erhoben sich über alle Parteien. Sie spuckten ihr schwarzes Gold weiter aus und mußten, was es auch kostete, geschützt werden.

Ohne Pause arbeitete unser Telefon. Bald riefen uns die armenischen Besitzer an und teilten beinahe hysterisch mit, daß ihre Türme durch Mohammedaner bedroht würden. Da mußten wir die Führer des mohammedanischen Aufstandes benachrichtigen, damit sie sichere Leute zu den Türmen schickten. Dann wurden wir wieder von unseren eigenen Feldern angerufen, welche meldeten, daß Armenier ihrerseits die mohammedanischen Ingenieure töteten und in den Schacht würfen. Das teilten wir wiederum telefonisch den Armeniern mit, die nun ihrerseits entsprechende Maßnahmen trafen. Fieberhaft arbeitete die Verwaltung der Ölfelder. Auch die Arbeiter bestanden aus Armeniern und Mohammedanern. Der Tod herrschte an den Türmen, vierzehn unserer Ingenieure wurden ermordet. Arbeiter bissen einander die Kehle durch. Jedoch verliefen die blutigen Tage für die Ölquellen, dank der Ölbesitzer, die an ihren Telefonen zitterten, verhältnismäßig friedlich. Alle Armenier und Mohammedaner konnten sich noch



des Blutbades von 1905 entsinnen, bei dem fast alle Bohrtürme von den Flammen vernichtet wurden.

Ein Kommunist, der dieses liest, wird vielleicht sagen, daß hier die Solidarität des Kapitals über den nationalen Haß der einzelnen Kapitalisten siegte. Er hat unrecht; denn man schützte die Ölquellen ohne zu wissen, ob man selber lebend aus dem Kampfe hervorgehen würde. Mehr als ein Ölbesitzer wurde in diesen Tagen getötet. Der nationale Haß, der auf den Straßen tobte, verschonte niemand. Die Armenier, die dieses Mal siegten, nahmen für 1905 blutigste Rache.

Frauen, Kinder und Greise wurden in ihren Wohnungen getötet. In den Moscheen, wohin die Einwohner flüchteten, wurden Blutbäder angerichtet. Stepa-Lalai, der Kommunist und Ölmagnat, suchte in der ganzen Stadt nach mohammedanischen Kindern, ergriff sie an den Beinen, wirbelte sie durch die Luft und zerschlug ihnen die Schädel auf den Pflastersteinen. Hundert Kinder hat er auf diese Weise getötet, und nach jedem Mord schrie er: „Rache für meine Eltern!“, die vor zwölf Jahren von Mohammedanern erdolcht wurden. Nur sechs Stunden dauerte der Kampf, dann waren die Mohammedaner besiegt.

Zwölf Abgeordnete, darunter auch sechs Geistliche, begaben sich mit weißen Fahnen in das feindliche Lager, um Frieden zu schließen. Sie wurden trotz der weißen Fahnen von den Armeniern erschossen. Drei Tage lang floß das Blut auf den Straßen Baku. Leichen füllten die Straßen und Häuser. Schwangere Frauen mit aufgeschnittenen Bäuchen lagen vor den Moscheen. Armenier drangen in den Hof unseres Hauses, durch die Luftöffnung konnte ich sehen, wie sie zwei Kinder, die beide zusammen noch nicht zehn Jahre alt waren, in die Luft warfen und auf ihren Säbeln auffingen. Viele Mohammedaner, die im Kampf alles verloren hatten, zogen weiße Gewänder an und stürzten sich unbewaffnet in die Dolche der Gegner. Niemand wurde im Straßenkampf verschont. Sogar Ärzte, die sonst überall im Orient als unantastbar gelten, wurden getötet.

Jeder Armenier mußte sich am Kampf beteiligen. Armenischen Kindern, deren Eltern früher von Mohammedanern getötet worden waren, wurden nun gefangene Aserbaidtschaner vorgeführt. Den Kindern wurden Dolche in die Hände gedrückt. Sie mußten, für ihre Toten Rache nehmend, den Gefangenen langsam die Kehle durchschneiden. Unaufhörlich schossen Maschinengewehre auf die mohammedanischen Häuser, in denen kein Verteidiger mehr vorhanden war.

Dreißigtausend Mohammedaner waren tot. Stepa-Lalai feierte den Sieg.

Und mitten im Kampf, in Kellern und Zimmern, die vom Feind sicher waren, saßen zitternd die Ölbesitzer, Mohammadaner, Armenier, Russen und Juden, den Telefonhörer ans Ohr gepreßt, und bewachten das schwarze Gold. Ihre bleichen Gesichter glühten im Fieber, im Ölfieber.

Drei Tage verbrachten wir im Keller. Das Telefon unterrichtete uns über alles, was in der Stadt geschah. Wir kannten unsere Verluste, noch bevor wir sie sahen. In der Nacht des ersten Tages wurde unser Haus von Stepa-Lalai besetzt, der vergebens in unseren Keller einzudringen versuchte. Er mußte sich damit begnügen, auf unserem Hof vor unseren Augen Frauen und Kinder zu erdolchen. Die ersten zwei Tage hielt ich es aus und versuchte zu lesen oder zu schlafen. Am dritten Tag ging es nicht mehr. Es war das erste große Blutbad, das ich erlebte. Ich bewunderte die Männer, die an alles



gewöhnt, zwischen Blut und Tod dieses Blutbad mit dem früheren kritisch verglichen. Ich konnte es im Keller zwischen heulenden Kindern und Frauen nicht mehr aushalten und bat meinen Vater, auf die Straße gehen zu dürfen. Ich wollte nicht mehr durchs Telefon vom Blut erzählt bekommen, sondern das Blut und den Mord mit eigenen Augen sehen.

Mein Vater lachte nur: "Die Zeit zum Kampf der Rache wird schon kommen", sagte er, „vorläufig bleibe nur ruhig im Keller.“

Erst in der Nacht des dritten Tages verließen wir beide das Haus, um im Dunkeln durch einige Straßen in unser Bureaugebäude hinüberzuschleichen, von wo aus wir alles Geschehene besser zu überblicken hofften. Von Weinen und Heulen begleitet, verließen wir unser Versteck und betraten die mit Blut bedeckte Straße. Was ich zuerst erblickte, waren Leichen mit abgeschnittenen Ohren und Nasen, mit abgeschnittenen Geschlechtsteilen, die in den offenen Mund eingesteckt waren. Sie lagen da, ohne daß sich jemand

darum bemühte, sie fortzuschaffen. Erst am nächsten Tage arbeiteten Fuhrwerke, die Tausende von Leichen aus der Stadt schafften. Den ganzen Tag fuhren Leichenfuhrwerke durch die Straßen. Die Leute, die sie führten, durchsuchten die Taschen der Gefallenen. Das war ihr Entgelt. Sie warfen die Toten zu Dutzenden auf die Wagen und fuhren dann langsam durch die Stadt - ohne die Leichen irgendwie zu bedecken - in Richtung der Ölwüste, wo man sie im Sand begrub.

Einige Tage lang mußten wir uns im Bureau noch versteckt halten. Allmählich sammelten sich unsere Diener und die Wache, soweit sie am Leben geblieben waren. Und auch Freunde stellten sich ein, die der neuen Lage des Landes zunächst hilflos gegenüberstanden.

Denn in Baku, an den Ölquellen, in den Fabriken, auf dem Lande bis zur Grenze Georgiens tobten die neuen Herrscher, Kommunisten Lalai und Schaumjan.

Fürst Andronik, der Nationalist und Armenier, mußte fliehen. ❀